Des Lootsen Weib.

Von **Jonas Lie.**
Aus dem Norwegischen von **Marie Herzfeld.**

(9. Fortsetzung.)

Sie fand keine Grenze, sondern nur einen schwarzen Abgrund von Verdacht, und in diesem schien Salve's Liebe sich zu verlieren.

Sie hörte nicht länger das Lärmen und Krachen, kümmerte sich nicht mehr um das zunehmende Schlingern des Fahrzeuges und fühlte nicht mehr die erschütternden Stöße der Wogen.

Während sie sich oft mühsam am Kojenbrett erhielt, war die ganze Energie ihrer Seele von einer einzigen, schrecklichen Furcht gefesselt.

Dahin war all' ihr Trotz; sie fühlte nur für Eines Muth, und dies war, Alles zu thun, um sich Salve's Liebe zu bewahren.

Eine Reihe von Gedanken durchfuhren ihren Sinn und endeten mit dem Ausbruch bleicher Verzweiflung. Nun maß sie demüthig sich selbst alle Schuld bei und warf sich verzweifelt ihr Verbrechen gegen ihn vor; sie selbst hatte ihn ja so gemacht, daß er nicht mehr fähig war, in sie volles Vertrauen zu setzen. Und was nun kam, war blos die Strafe.

Sie hatte ja gesehen, wie sehr er dagegen ankämpfte — so sehr er es vermochte!

Nun fühlte sie sich zu jedem Opfer bereit — bereit, demüthig, ohne zu seufzen, seine Bürde durch's ganze Leben zu tragen; denn in bitterer Reue hatte sie erkannt, daß er krank geworden, seelenkrank durch ihren Leichtsinn.

Ihr Instinct gab ihr gleich das richtige Heilmittel ein. Sie wollte ihm zeigen, daß sie zu ihm ein unerschütterliches Zutrauen hegte, ein Zutrauen, nicht geringer als das des Kindes, welches hier schlief.

Mit schwachem Lächeln auf den Lippen begann sie sich auszukleiden und legte sich neben den kleinen Gjert in die Koje.

Auf dem Deck oben hatte Salve das Nacht-Teleskop vermißt, welches sich in der Cajüte befand. Der Ausguck meinte nämlich einmal, den Schimmer eines Leuchtfeuers gesehen zu haben, in welchem Falle sie, gegen Salve's Berechnung, unter Jütland sein mußten. Sein Stolz verbot ihm, jemand Anderen nach dem Glase zu senden, und er selbst vermochte sich nicht dazu bequemen, selbst zu Elisabeth hinabzugehen.

Während die Leute unter sich über die Tollkühnheit immer bedenklicher wurden, mit welcher der Capitän das alte Fahrzeug durch die Rabenfinsterniß und das wilde Wetter preßte, so daß sie die ganze Zeit über mit dem Meer sozusagen über dem Deck hinfuhren, ging Salve auf und ab und getraute sich nicht in seine eigene Cajüte.

Endlich wurde es wesentlich nothwendig und Salve stieg mit raschem, leichtem Schritt die Treppe hinab.

Er öffnete die Cajütenthür, blieb einen Moment überrascht stehen und sah sich um. Er hatte erwartet, Elisabeth mit dem Kinde im Arm voll tiefer Angst da sitzend zu finden, statt dessen herrschte hier tiefe Ruhe und die Lampe war dem Auslöschen nahe. Mit seinem früheren eiligen Gang näherte er sich der Wand und nahm das Glas. Nach ein paar vergeblichen Versuchen mit einem Zündholze, das in der Feuchtigkeit schwer Feuer fing, leuchtete er zum Barometer hin; doch horchend blieb er stehend, ob Elisabeth schlief. Unwillkürlich näherte er sich der Koje und suchte hineinzuschauen.

„Elisabeth!" flüsterte er leise, als ob er sie zu wecken fürchte.

„Bist du es, Salve?" antwortete sie mit ruhiger Stimme.

„Ich glaubte, du würdest in diesem Wetter mit dem Kinde aufsitzen. — Es schlingert so und ich—habe nicht nach dir gesehen," sprach er mit unterdrückter Bewegung.

„Wozu? Ich wußte ja, daß ich dich auf dem Deck hatte, und war daher ruhig. Und das Uebrige steht bei Gott. Du hast es schlimm gehabt, du Armer, und zu viel zu thun, um herabzukommen!"

„Elisabeth!" rief er plötzlich voll leidenschaftlicher Reue und beugte sich mit Heftigkeit in die Koje hinein, um sie, ungeachtet seiner nassen Kleider, zu umarmen.

Da hörte man ein Gekrach und fühlte eine gewaltige Erschütterung. Es war, als zerbreche etwas im Schiffe, und zugleich ertönte lautes Geschrei.

Mit derselben Bewegung, welche er gemacht, um Elisabeth zu umarmen, hob er sie rasch aus der Koje und rief: „Kleide dich und das Kind an! Verliere keine Zeit und halte dich oben im Roof auf!"

Da legte sich das Fahrzeug stark auf die Seite, ohne sich mehr zu erheben.

„Vormarsstenge geknickt, Capitän! Die Takelung hängt über!" brüllte Nils Buvaagen die Treppe herab.

Salve wendete sich einen Moment mit dem Ausdruck zermalmenden, tiefen Selbstvorwurfes zu seiner Frau und flog dann auf's Deck.

„Fall ab, wenn es lüstert!" (Lüstern = dem Steuer gehorchen) rief er dem Manne beim Ruder zu. „Männer, an die Aexte!"

Die Brigg lag mit ihrem hinfälligen, von Wind und See verdrehten Takelwerk ganz auf der Seite und die Wogen brachen über dasselbe hinweg wie über eine Schäre.

Salve war selbst auf dem Vormars und kappte die geknickte Stenge, welche leewärts in's Wasser glitt.

Im ersten Tagesgrauen, das kaum etwas entscheiden ließ, fielen die Aexte, von kräftigen Fäusten geführt, fieberhaft schnell auf die Pardunen (Pardunen = starke Taue, welche die Stengen nach rückwärts halten) und das Stengentakelwerk, auf Stage und Leiter. (Wenn ein Stagsegel nicht unmittelbar auf dem Stage fährt, so ist in der Richtung des Stags ein Tau gespannt, welches Leiter heißt.) Allein, während der Arbeit verloren sie durch das übermäßige Schlingern Schlag auf Schlag das Großbramsegel und das Marssegel mit Raaen und Zubehör. Das Fockstag brach, das Großsegel ging in Fetzen, die Unter-Raaen und der Fockmast wurden geschamvielt.

Als es endlich nach verzweifelten, stets lebensgefährlichen Anstrengungen geglückt war, das Fahrzeug von der Belemmerung (Belemmerung ist das Im-Wege-Herumliegen von allerlei Gegenständen) des Takelwerks zu befreien, schwamm es als halbes Wrack einher, welches kaum anders als nach dem Winde gesteuert werden konnte.

Sie hatten nichts mehr zu führen als das Briggsegel und die Fock, (Die Fock = unterste Segel am Fockmast), und mit diesen hielt sich Salve vor dem Sturme — das Einzige, was sich thun ließ — in Erwartung, daß die zunehmende Helligkeit ihnen zeigen würde, ob sie freie See oder das gefürchtete Jütland vor sich haben. Bei diesem westlichen Sturm und in ihrer hilflosen Verfassung war die letztere Eventualität gleichbedeutend mit Stranden auf den Klippen und Untergang.

Bei Tagesanbruch unterschieden sie, daß sie Horn's Riff und Blaavandshuk in südöstlicher Richtung weit hinter sich hatten; sie befanden sich etwa vor dem Ringkjöbingsfjord, und nun war nichts Anderes zu machen, als sich die Küste vom Leibe zu halten. Ihre Hoffnung beruhte darauf, daß das Wetter sich legen oder nach Süden umspringen werde, und dann auf der hier meist abwärtszu fließenden Strömung, wofern dieselbe sie nicht zu nahe unter Land trieb. Mit einiger Mühe setzten sie einen Nothklüver, wodurch sie das Fahrzeug etwas besser gegen den Wind stützen konnten.

Salve ging auf seinem ramponirten Deck herum, auf welchem ein Theil der Schanzbekleidung und der Roof vorn eingebrochen waren. Je zwei und zwei Mann lösten sich bei der Pumpe ab; denn schon längst war im Pumpensod drei ein halb Schuh Wasser gemeldet, und nun stand es, trotz der Pumpen, über vier. Die Brigg mußte ein ernstes Leck bekommen haben, und dies war immer bedenklicher, als sie auf der Rückfahrt nur Ballast führten und keine Balken hatten, um darauf zu schwimmen.

Man theilte an diesem Morgen alle Art Extrarationen aus; denn, wenngleich mit verstärktem Eifer gearbeitet wurde, so war doch nicht Einer an Bord, der nicht dachte, dieser Tag sei möglicherweise sein letzter.

Sie hatten die Höhe des Aggercanals passirt und hofften nun auf freieres Fahrwasser, sobald sich erst die Küste bei Thyland mehr nach Osten zu schrägen begänne.

Zu Elisabeth hatte Salve geäußert:

„Ich fürchte, wir können gezwungen werden, an irgend einer günstigen Stelle zu landen. Wir verlieren die Brigg!" fügte er mit leise zitternder Stimme bei.

Er legte Nachdruck auf die letzten Worte, weil er ihr das Schlimmste nicht sagen wollte — daß die günstige Stelle sich an der ganzen Küste nicht fand und daß die Lebensgefahr zweifellos war.

Sie blickte ihn bei seinen Worten so vertrauensvoll an, daß es ihm in's Herz schnitt und er sich abwendete.

Er konnte sich nicht verhehlen, daß er selbst die Schuld an dem Unglück trug, und hatte bei sich beschlossen, es Elisabeth zu gestehen. Allein hier war dazu weder die Zeit noch der Ort. Auch das Schiff zu verlieren, schmerzte ihn sehr; denn ihn bedäuchte, er habe für seine Schillinge viele Jahre hart genug gearbeitet, und nun wurde er doch wieder ein geringer Mann.

Elisabeth war wirklich frohen Herzens und dachte nicht viel an die Brigg, welche sie verlieren sollte, aber desto mehr an den großen Sieg, den sie bei Salve durch ihr unbedingtes Vertrauen errungen. Denn nach dem, was sie diese Nacht erlebt hatte, war dies für sie Alles geworden.

Während sie dem Knaben unten in der Cajüte vorsummte und ihn im Arm einwiegte, malte sich in ihrem Antlitz ein energischer, großer Beschluß, und mit feuchtem Auge flüsterte sie dem Kinde zu:

„Vermag er uns nicht zu trauen, Gjert, — wir werden ihn es schon lehren!"

Sie begriff, daß Salve's krankes Gemüth immer das innerste Herzblut ihres Wesens sehen, beständig Beweise ihrer unbedingten Liebe empfangen mußte, ehe er glauben konnte. — Und das sollte er!

Er sollte nicht einmal den Schatten eines Vorwurfs wegen der Brigg merken, — nie, wozu es auch zwischen ihnen noch kam, eine mißvergnügte Miene an ihr sehen. Dies stand fest in ihrer Seele; denn nun hatte sie die Erfahrung dieser Nacht, daß sie das rettende Mittel gefunden, und sie fühlte, sie besitze zu Allem die Kraft, was ihr ihren Mann erhalte.

Um die Mittagszeit standen Salve und Nils Buvaagen einen Augenblick neben einander bei der Rehling.

Obgleich der Sturm bedeutend nachgelassen, war das Wetter doch grau und mistig und der Seegang schwer. Ein paar Möven kreisten traurig zwischen ihnen und der Küste, an welcher sie das Meer in langer Linie gelblich kochend über die Klippen gehen sahen, gleich einer gewaltigen Mauer sich hebend und senkend und bei einzelnen Steinriffen in Strahlen masthoch emporspringend. Ungeachtet der Wind landeinwärts trug, vernahmen sie von dorther doch ein dumpfes Donnergekrach und ein Sausen in der Luft. Es war nicht mehr zu verbergen — die nächsten drei, vier Stunden mußten die Entscheidung bringen.

Die beiden Männer standen schweigend, in ihre Betrachtungen versunken, da.

„Ich werde dir sagen, was mir bei der ganzen Geschichte das Schrecklichste wäre," sagte Salve ernst; „wenn nämlich du oder sonst Jemand wegen meines tollen Segelns das Leben einsetztest — die Brigg ist meine eigene Sache."

„Es wird sich schon machen, Capitän; Sie werden sehen!" erwiderte Nils tröstend. „Wir werden suchen, uns an die Schute zu hängen, während sie auf die Klippen geworfen wird, und da drinnen wird schon irgend ein Rath zu finden sein, schätz' ich!"

„Na, Gott gebe es!" äußerte Salve und ging weg. Aber Nils blieb noch einen Moment stehen. Sein großes, bärtiges Gesicht verzog sich. Er hegte geringe Hoffnung und dachte an Weib und Kinder daheim.

„Ablösen bei dem Pumpen!" erscholl es. Es war wieder Nils' Tour, und unverdrossen begab er sich an die Arbeit.

Salve litt an Gewissensbissen. Seine Miene zeigte gespannte Unruhe und aus seinen Blicken leuchtete das Bewußtsein, daß es nun zu kämpfen gelte; denn das Unvermeidliche stand jetzt klar vor Aller Augen.

Durch das Fernglas sah man einen Menschenhaufen oben auf dem klittigen Lande, dessen zackige Bildungen sich in der Ferne rauchblau und violett abtönten.

Salve stand nun im Roof neben seiner Frau und seinem Kind. Da hatte er sie einen Moment angeblickt und sich in einem schweren Seufzer Luft gemacht.

„Gern würde ich die Brigg dahin geben, Elisabeth, und wieder mit leeren Händen dastehen, wenn ich diese Nacht ungeschehen machen könnte!"

Und sie hatte ihm mit einem Ausdruck freimüthigen Trostes die Hand gedrückt und damit besser geantwortet, als es Worte vermocht hätten.

Allein gleich darauf wurde er wieder der praktische Mann und zeigte ihr, wie sie das Kind mit einem Tuch an ihre Brust knüpfen könne. Er legte ihr ein Tau mit einem Seemannsknoten um den Leib.

„Wenn du an demselben so rückst, so bekommst du es los. Ich kann nicht bei euch stehen; — du begreifst, ich muß meine Pflicht für das Leben Aller thun, die an Bord sind."

„Thu' das nur, Salve," flüsterte sie; „damit werden wir Beide zufrieden sein!"

„Und nun," schloß er, indem er ihnen Beiden mit verhehlter Bewegung über die Stirn strich, „nun magst du frischen Muthes sein. Du wirst schon sehen, es geht Alles gut, und wenn es noth thut, bin ich bei euch."

„Mit Gottes gnädigem Beistand, Salve!" antwortete sie. „Vergiß das nur nicht!"

Rasch schritt er über Deck hin und berief die Leute zu einem Schiffsrath. Das Fahrzeug lag nun in Folge der Wassermasse, die es eingesogen, mit der einen Galerie in der See.

„Hört, Jungen," sagte er, „was ihr da vor euch seht, ist eine ernste Geschichte; allein wir haben Muth in der Brust; daher ist's noch möglich, daß wir davonkommen — mit dem Leben wenigstens. Wir haben noch ungefähr vier Stunden zu den Riffen; aber dann beginnt's zu dunkeln, und da wird es schwer halten, daß die Leute dort am Land uns bergen. D'rum müssen wir hinein, so lang es noch hell ist und uns die beste Stelle wählen, die wir finden. Meint ihr wie ich, Jungen, so landen wir lieber gleich, als daß wir die Schute im Finstern in die Klippen hineinschleudern lassen, wie einen todten Fisch!"

Die Leute schwiegen und schauten bedenklich nach der Küste hin. Aber als sich Nils Buvaagen für den Capitän erklärte, indem er über das Deck hin an seine Seite trat, folgten alle Anderen ihm nach.

Salve ging selbst an's Steuerrad.

„Gei' auf achter! — Brassen und Schooten fier'!" commandirte er, indem er selbst das Steuer drehte und die Brigg gegen das Land abfallen ließ.

„Gefiert ist!" lautete die Antwort. Und dies war die letzte Ordre, welche an Bord des „Apollo" gegeben ward.

Nun ging es mit mehr Fahrt landeinwärts. Beim Rade stand Salve, der sich hie und da mit dem Knie gegen einen der Wandhaken stützte; sein düsteres, scharfes Gesicht war gespannt und sein Auge spähte wie das eines Geiers nach dem Platz, den man wählen sollte. Ein paar Mal schaute er mit dem Glas nach den Dünen, auf welchen sich ein Haufen von Menschen bewegte.

Die kalkweiße, steigende und fallende Mauer wuchs stets höher vor ihnen empor; der Lärm und das dumpfe Gebrüll der Brandung wurde stets betäubender und machte Elisabeth, welche im Bewußtsein der nahen Gefahr hinstierte, ganz schwindlig.

Es dauerte so peinlich lange; Salve dort beim Steuerrad verschwand vor ihr in einem Nebel, und in ihrer Angst versuchte sie auf das Kind herabzusehen, nur auf das Kind.

Das siedende, schwindelnde Sausen in der Luft nahm um sie herum zu; sie hörte allerhand zischende Laute und wunderliches Geheul. Ihr Auge sah sandgelben Wogenschaum mit mächtigem Kamme emporsteigen und wirbelnde Flocken gepeitschten Schnees in der Luft. Sie vernahm entsetztes Rufen; die Brigg schien ihr plötzlich hoch emporgetragen und der Großmast hin und her zu schwingen, und plötzlich fühlte sie eine furchtbare Wasserlast, welche sie über die Cajütentreppe, an welche sie sich angeklammert, hinabdrücken wollte; und wieder kam es und wieder und wollte nicht enden, ehe sie erstickt war. Doch ihr einziger Gedanke war, sich festzuhalten.

Als sie wieder zum Bewußtsein kam, hatte sie Salve neben sich. Er hielt sich an derselben Lehne wie sie, und die Leute hatten sich alle achterwärts geflüchtet, wo sie sich festgeschnürt hatten. Die Brigg lag auf der inneren Klippenreihe ganz auf der Seite. Das Achter-Ende hob sich stets empor und stieß hart gegen den Grund. Der Großmast hing über die Seite und eine Sturzsee nach der anderen warf ihre schweren Wassermassen über Vor- und Mittelschiff.

„Die Takelung im Lee muß gekappt werden, Jungens, sonst kommen wir nicht los!" brüllte Salve durch die hohle Hand und sprang mit dem Beil in der Faust nach vorn. Nils Buvaagen half ihm und Elisabeth verfolgte mit Todesangst, wie die beiden Männer Tau um Tau kappten, wobei sie sich im Takelwerk festhalten und die Wogen über sich gehen lassen mußten.

Nach dem letzten Schlag, der sie vom Mast befreite, rettete Salve sich hurtig achterwärts.

Im nächsten Moment schleuderte sie die sanderfüllte gelbe Brandung über das Riff und von hier Ruck für Ruck und Stoß für Stoß, unter beständigem blendenden Ueberschwemmen, auf die innere Untiefe hin, wobei das Vorderschiff zerschellte.

Kaltblütig berechnete Salve, daß dies ein Ausweg war; denn es befreite die Brigg von der Bürde des Wassers in der Last und so würde sie leichter auf den Strand gehoben werden.

Endlich, nach ein paar langen, schrecklichen Stunden, gegen deren Schluß die regengraue Luft schon zu dämmern begann und der Klitterrand dunkler ward, schien das Fahrzeug aufzusitzen. Nur noch selten brachen die Wogen darüber hinweg, warfen aber schweren Sand auf das Deck.

Sie hatten die Aussicht, Planke um Planke in Stücke gepflückt zu werden, wenn sie so die ganze Nacht sollten liegen bleiben — oder aber im Sand begraben zu werden.

Nach der einen Seite des Grundes — dort, wo sie am Strande die Leute bemerkten — lief eine Rinne mit reißender Strömung, und sie sahen ein, daß sie vorläufig sich glücklich schätzen mußten, nicht ganz in dieselben gerathen zu sein; denn da wäre die Brigg unfehlbar gesunken. Die andere Seite schien passirbar, obgleich theilweise nur durch weißbrandendes Fahrwasser.

Sie sahen, daß ihre Zeichen auf dem Lande wohl verstanden worden; doch zu ihrer Verzweiflung verschwanden oben plötzlich alle Leute.

Salve setzte daher für sich einige Planken in Stand und die Mannschaft folgte seinem Beispiel, indem sie Alles benutzten, was flößbar war.

Salve's Absicht war, Elisabeth mit dem Kinde womöglich an den Strand zu retten, indem er sie an jene Planken band, und es dann auf seine Schwimmkunst und Geschicklichkeit ankommen zu lassen, ob er sie mittels einer Leine durch die schwere Fluthwelle ziehen könnte, welche auf's Land hinaufging und jedesmal eine lange trockene Stelle hinter sich ließ.

Während er mit dieser Arbeit beschäftigt war, hörte er einen Freudenschrei. Hinter einer Anhöhung der Düne kam eine Schaar von Menschen hervor, welche ein großes Boot mit sich zogen. Am Uferrand hielten sie, ein Theil derselben setzte sich ein, und gerade als die Brandung zurückfluthete, stießen sie ab. Von der zurückweichenden Woge getragen, befand sich das Boot gleich ein Stück weit im Meere und die Mannschaft gebrauchte nach Kräften das Ruder.

Es war offenbar, diese verwegenen Leute kannten ihr Fahrwasser; denn in großem Bogen fuhren sie hinter einer Reihe von Sandbänken, die wie ein Molo das schwerste der Wellenlast brachen, und hielten dann schräg auf das Wrack zu, auf dessen Leeseite es verhältnißmäßig ruhig war. Sie hakten sich fest und riefen:

„Beeilt euch, Bursche!"

Einer Aufmunterung hierzu bedurfte es nicht. Salve trug seine nahezu bewußtlose Frau bis zum Rehling hinab, wo man sie entgegennahm und sie rückwärts auf den Boden des Bootes legte; doch sie erhob sich mit ausgestreckten Armen und beruhigte sich erst, als sie das Kind wieder hatte, und nun stierte sie angstvoll, bis sie auch Salve nahen sah. Er sprang als der Letzte von Allen in's Boot und da wurde Elisabeth ohnmächtig.

Man stieß nunmehr ab und kam auf dem Wogenrücken tief hinein auf das Land, wo zwanzig Mann in Wasserstiefeln und Wolltrojen in die See hinein Hand in Hand eine Kette bildeten und das Boot nun vollends in's Trockene zogen.

Freudenrufe begrüßten ihre Ankunft und Jener, der das Steuer geführt, sprach zu Salve, welche stumm seine Hand ergriffen:

„Das war resolut, Norweger, so gerade darauf loszufahren — ohne das wäret ihr heute Nacht auf den Klippen gelegen!"

Mit treuherziger Theilnahme und Gastfreiheit wurden die verunglückten Seeleute eingeladen, bei ihren Rettern zu übernachten.

Das Kind auf dem Arm und seine Frau hie und da stützend, folgte Salve mit seiner müden Mannschaft dem braven Jb Mathisen und dessen Kameraden hinein zwischen die Klitterhügel, wo man den Wind nicht mehr fühlte.

Bis zu den nächsten Fischerhütten war's noch eine Meile landeinwärts. Es dunkelte, und sie gingen in erschöpftem, traurigem Schweigen, während ihre Begleiter leise mit einander sprachen. Wie sie dann wieder auf die flache Düne herauskamen, flog ihnen der Sand pfeifend und brennend um Gesicht und Hände.

Endlich erblickten sie Licht und ein Häuflein Hütten.

Die größte gehörte Jb Mathisen, und hierher wurde Salve mit seiner Frau geführt, die Mannschaft jedoch in die anderen vertheilt.

Jb's Frau, eine robuste Fünfzigerin, deren Antlitz das Leben auf der Haide gebräunt hatte, stand, als sie eintraten, mit aufgesteckten Aermeln beim Feuer und buk.

Ohne die gebeugte Stellung zu verändern, musterte sie einen Moment die Eingetretenen; aber beim Anblick, den Elisabeth darbot, rief sie mit einem Mitgefühl in der Stimme, das besser war, als jeglicher Willkommgruß:

„Die arme Frau mit dem Kind kommt gerade vom Meere herein, Jb?"

„Ja, Maren; Mathis und Peter waren Gottlob, nirgends im Fahrwasser zu sehen."

Das Letztere schien eine tröstliche Nachricht zu sein; denn ohne etwas Weiteres zu äußern, begann das Weib für die Fremden zu sorgen, indem sie mit ihrer erwachsenen Tochter eine Bank vor das Feuer zog und einen Kessel zusetzte, um ihnen ein warmes Getränk zu schaffen. Sie schien in Allem, was dazu gehörte, Erfahrung zu haben, denn nicht lange dauerte es, und Alle hatten die Kleider gewechselt und Elisabeth legte ihr Kind in's Bett.

Während dieser Beschäftigung stellte Maren an Jb hie und da eine leise Frage nach dem Vorgang.

Salve, welcher mit dem Kinn in der Hand dasaß und in's Feuer stierte, hörte sie fragen:

„Ob wohl das Fahrzeug ihm gehörte?"

„Ja, und dies war unser ganzes Besitzthum," antwortete Salve ruhig, „wir müssen aber nur froh sein, daß Euer Mann uns rettete, und können ihm leider nur mit Wenigem danken, daß er in diesem Wetter Leib und Leben auf den Riffbänken wagte."

„Hast du schon wieder so ausgelegt, Jb?" äußerte die Frau und wendete sich ihrem Manne mit dem Ausdrucke bekümmerten Vorwurfes zu; doch schien es nicht, als wünsche sie es ungethan.

„Für dergleichen nehmen wir keine Bezahlung," sagte sie dann kurz zu Salve, und hierauf in milderem Tone: „Wir haben selbst zwei Söhne, die nach Norwegen fahren, müßt Ihr wissen, und auch da gibt es schwere See!"

Salve war bleich und überangestrengt, und nachdem er etwas gegessen, begab er sich zur Ruhe. Doch gegen Morgen lag er wach im Bette.

Er hörte dumpfes Dröhnen und Donnern vom Meere her. Elisabeth lag in unruhigem Fiebertraum und, von der Vorstellung des Strandens erfüllt, redete sie laut im Schlafe. Aus einzelnen Worten entnahm Salve, daß ihre Gedanken sich mit ihm befaßten. Er lauschte, ohne einen rechten Sinn herauszufinden; allein sie sprach immer unruhiger.

„Nie! — Nie!" sagte sie laut, „nie soll er ein Wort über die Brigg hören!" Und nach einer Weile flüsterte sie vertraulich:

„Nicht wahr, Gjerl? — Er soll uns in der Koje treffen, sonst glaubt er, wir fürchten uns!"

Salve fühlte um ihretwillen tiefe Bekümmerniß und zugleich, wie unendlich er sie liebte. Allein ihre Worte weckten doch die Betrachtung, daß sie bei ihrem Betragen gegen ihn einen Hintergedanken gehabt; dasselbe war also nicht ein gerades, natürliches gewesen, und er seufzte betrübt, indem er leise ihre Stirn küßte.

Ein paar Stunden später war er schon aufgestanden und auf dem Wege zum Meer, um nach der Brigg zu sehen.

Die Umgebungen entsprachen seiner Gemüthsstimmung. Der Wind pfiff über die tristen, hellgelben Dünen hin und wirbelte da und dort Sandwolken zwischen den Klittern empor, welche sich gleich Sturzwellen über die wüste Gegend hin dehnten und zackten.

Einzelne schreiende Seevögel kreisten an der bleichen Küste um schwarz gewordene Wrackstümpfe, die aus dem Sande emporragten. Weiter draußen lag unübersehbar die Nordsee; doch kein Schiff belebte die blaugraue Oede; denn dieses Fahrwasser scheut jeder Seemann. Mit gewaltigem Donnern brach sich das Meer über den vierzehn bis zwanzig Fuß hohen Klippenbänken und dann noch über einer zweiten, inneren Reihe, während die schäumende Gischt an vielen Stellen mit langen Spritzern die Klitter beleckte.

Zwischen dem Land und der inneren Riffseite standen noch Reste vom Achtertheil der Brigg und Stücke von Planken, Takelwerk und Rundhölzern lagen und plätscherten auf dem Strande.

Während Salve in Schweigen versunken dahinschritt, fühlte er sich von dieser Küste eigenthümlich angezogen und seltsam berührt. Ihm schien, als ob sein Leben so sehr dieser Landschaft entspreche. Es war ihm gelungen, eine Brigg zu erwerben, und nun stak sie im Sande — und er hatte auch Elisabeth gekriegt; aber auch nur so, daß er eigentlich mit ihr Schiffbruch gelitten. Mitten in den Schmerz um die Brigg wogte das, was er seine Frau in der Nacht hatte sagen hören, wie eine dunkle, peinigende Unterbeining.

Bald war er von Jb Mathisen und den Matrosen eingeholt. Diese begannen nun eifrig nach Resten ihres Eigenthumes zu spüren, und drei Schiffskisten nebst dem Compaß waren die Ausbeute stundenlang fortgesetzten Suchens.

Sie blieben auch diesen Tag im Fischerdorf und nahmen dann mit Rührung Abschied von Jb und seiner Frau und all' diesen Menschen, welche sich ihnen so uneigennützig aufgeopfert, ohne irgend eine Art von Entgelt anzunehmen.

Nachdem von der Obrigkeit eine Erklärung des Geschehenen zu Protokoll genommen war und Salve mit dem größten Theil des Geldes, welches er gerettet, der Mannschaft die schuldige Heuer ausgezahlt, gingen sie Alle an Bord einer Korn-Yacht, welche in Harboöre lag, nach Christiansand.

Unterwegs war Salve wortknapp. Er grübelte über seine Zukunftsaussichten; doch zugleich ging in ihm ein anderer, dunkler Strom: die Wunde seines Gemüths war wieder aufgerissen, und wie gewöhnlich, erwuchs daraus eine immer düsterere Stimmung, welche auch immer mehr auf seine Gedanken Einfluß nahm.

Er wußte recht gut, daß unter der Mannschaft nur die Eine Meinung herrschte, er selbst habe in seinem Unverstand die Schute in den Grund gesegelt — und daß diese Meinung sich verbreiten werde — so daß die Hoffnung gering war, daß ihn Jemand zum Führer seines Schiffes machen werde.

Auch gefiel es ihm gar nicht, um eine solche Stellung in Tönsberg zu betteln und sie vielleicht — um Elisabeth's willen, die allgemein beliebt war, zu erlangen. Er ertrug nicht einmal den Gedanken, sie mit sich dorthin unter all' diese vornehmen Leute zu nehmen.

Nur Eines blieb ihm übrig: er wollte in der Arendalgegend Lootse werden und als Wegweiser beginnen. Dazu taugte er so gut wie irgend Einer, nachdem er ja hier geboren und erzogen war; dazu hatte er von Herzen Lust und hier konnte er irgendwo, in Merdö zum Beispiel, dachte er mit Bitterkeit, Elisabeth in Frieden für sich behalten.

Als dieser Beschluß bei ihm fest stand, näherte er sich Elisabeth, welche mit dem Knaben bei der Luke saß. Oft hatte sie in den letzten Tagen ihm verstohlen bekümmerte Blicke zugeworfen.

„Elisabeth," sprach er, „ich habe mir überlegt, was ich vornehmen will. Wenn wir Alles verkaufen, was wir in Tönsberg besitzen, so kann ich mir einen guten Lootsenkutter anschaffen und mir bleibt für den Anfang noch etwas übrig; denn ich gedenke in Merdö als Wegführer zu beginnen. Du mußt dich darein finden, eines geringen Mannes Frau zu sein!"

„Wenn er nur Salve Kristiansen heißt, so bin ich glücklich, das weißt du", erwiderte sie heiter; „auch bin ich stets gern dort draußen gewesen."

„Wir miethen in Merdö ein Haus für dich und das Kind, bis ich die Sachen in Tönsberg geordnet!" bemerkte er.

Sie hörte es mit Ueberwindung; denn sie hatte sich gefreut, ihre Hütte wiederzusehen. Und hierauf besprachen die Beiden, wie Alles einzurichten sei.

Als Salve dann wieder auf dem Deck auf und ab ging, murmelte er:

„Ja, sie ist klug und hat stets eine Antwort!"

Sie hätte sagen mögen, was sie auch gewollt, und er würde immer Mißtrauen empfunden haben.

XXIV.

Wir können das Leben der Beiden während der nächsten zehn Jahre, welche sie in Merdö verbrachten, bis zu dem Zeitpunkt, in welchem wir zu Beginn dieser Erzählung einen Blick in ihr Haus warfen, nur mit flüchtigen Strichen verfolgen und werden uns nicht mit der näheren Schilderung einer mühsam verdeckten Wunde aufhalten, welche stets größer und größer wuchs, während in Beider Existenz das Grüne und Erfreuliche mit jedem Jahr spärlicher ward.

Salve wurde stets schwieriger zu behandeln und Elisabeth's stiller, selbstverleugnender Kampf in demselben Maß härter. Jedes Wort mußte sie auf die Goldwage legen, seine Empfindlichkeit auf ausgeklügelte Art schonen und konnte doch völlig unerwartet Anstoß erregen. Dann brach eine Scene los, die um so peinlicher war, da er sich nie offen aussprach. Geduldig die eigene Aufregung verbergend, blieb ihr nichts übrig, als den Sturm vorbeigehen zu lassen, und das Ende davon war oft kein anderes, als daß er stumm und finster in See stach.

Dann saß sie oft stundenlang und weinte. Ab und zu konnten die verbissene Kränkung und der zurückgedrängte Groll gewaltsam emporflackern und Luft verlangen. Allein wenn es vorbei war, tauchte immer wieder ihre Liebe und der Gedanke auf, daß es doch an ihr sei, Salve zu helfen, damit er das tiefe Mißtrauen verwinde, das er draußen in der Welt bekommen; sie sah mit gepeinigtem Herzen, wie sehr er ja selbst litt.

Wie stolz war sie andererseits, wenn sie andere Lootsen bewundern hörte, was ihr Mann gewagt und vollbracht hatte, wenn sie merkte, wie Alle zu ihm emporschauten!

Welches Herz besaß er nicht eigentlich; Das wußte nur sie allein, die Anderen urtheilten blos nach seinem harten, schroffen Aeußern.

Im Anfang, als die Lootsenbestallung Salve noch als Ziel seines Ehrgeizes vor Augen stand, hatte dies auf seine Gedanken noch einen glücklich ablenkenden Einfluß geübt, und jedenfalls war es nie vorgekommen, daß er so, wie in späterer Zeit, in Arendal sitzen blieb, anstatt nach seiner Fahrt heimzukehren.

Allein ein paar Begebenheiten bildeten einen merkwürdigen Wendepunkt in seinem Wesen: daß nämlich Capitän Beck, welcher ein vermöglicher Mann geworden, zum Lootsen-Alderman ernannt und dergestalt Salve's Vorgesetzter ward, und dann, daß sein Sohn, der Lieutenant, nachdem er die Marine verlassen, nach Arendal zog und seines Vaters große Schiffswerfte übernahm.

Seitdem die Becks gekommen, durfte Elisabeth stets darauf rechnen, Salve in finsterer Stimmung zu finden, wenn sie in Arendal einmal Einkäufe gemacht oder die Muhme besucht hatte. Dies äußerte sich in bitterem Spott über des alten Beck Untauglichkeit als Lootsen-Alderman. Elisabeth gab daher ihre Reisen auf, obgleich es sie anfangs Ueberwindung kostete, denn sie hatte ein starkes Bedürfniß, manchmal unter die Leute zu kommen und andere Verhältnisse als die täglichen, einförmigen in Merdö zu sehen.

Diese zäh quälenden Seelenleiden waren ihr in der Einsamkeit und in der Schlaffheit, in welche sie versank, schon zum gewohnten Joche geworden. Und mehr noch als ihr einmal gefaßter Beschluß hielt sie die Hoffnung auf die augenblickliche Belohnung bei ihrer Taktik fest. Wenn sie glücklich war, gewann sie ein paar ungestörte, helle Sonnenscheintage in's Haus, während welcher sie meinte, ihn zu besitzen wie in ihrer ersten Zeit. Doch leider mißlang es nur allzu oft.

Allein gerade daß Elisabeth immer mehr nachgab und sich stets ihm unterwarf, gab seinem wachsamen, allezeit lauernden Verdacht neue Nahrung, denn sein inneres Gefühl sagte ihm, dies sei gegen ihre Natur, und er witterte stets eine Berechnung dahinter. Das krankhafte Mißtrauen, welches sein wildes Umhertreiben in der Welt im Verein mit den späteren, heimlich zehrenden Zweifeln an seiner Frau in ihm geschaffen, hatte ihn nach und nach zum Tyrannen gemacht, der in düsteren Stunden weder von ihr noch von sonst irgend Jemandem in seinem Hause den geringsten Widerspruch vertrug. Andererseits fürchtete er seine Laune nicht weniger als seine Frau — darum flüchtete er vor sich selbst stets nach Arendal.

XXV.

Die jungen Becks — wie man sie im Gegensatz zur Familie des Capitäns nannte — führten in Arendal ein ziemlich großes Haus, und sie konnten es; die Schiffswerfte brachte um's Jahr herum hübsch runde Geldsummen ein.

Der stattliche Marine-Lieutenant war ein einnehmender Gesellschafter. Sein lockiges, schwarzes, frühzeitig graugesprenkeltes Haar fiel eigenthümlich hübsch um seine Stirn, und wenn er beim Glase sprach, waren Alle darüber einig, daß man nicht leicht jemand Schöneren fand. Sein Auftreten war voll Noblesse und seine Tüchtigkeit von Jedermann anerkannt.

Mit solch' einem Wesen konnte es ihm nicht entgehen, sowohl eine gesellschaftliche als eine communale Potenz zu werden.

Weit weniger beliebt als Beck war seine Frau. Das Urtheil, daß sie in jeder Beziehung so correct sei, meinte man eigentlich gar nicht als Compliment; doch enthielt es eine Art Huldigung für ihre gesellschaftliche Macht. In der Stille war sie für ihren Mann das ausgleichende Moment. Ohne ihren Tact hätte er in all' der „Gemüthlichkeit", in welcher er sich bewegte, schwerlich immer die Sicherheit seiner Haltung bewahrt.

Im Verhalten gegen seine Frau schien Beck ein wahrer Ritter zu sein; nie vernachlässigte er die mindeste Aufmerksamkeit und man lobte ihn stets als das Muster eines Ehemannes.

Allerdings wollten die nächsten Freunde ihres Hauses im Verhältniß der Gatten etwas Auffallendes gefunden haben, etwas sonderbar kühl Zurückhaltendes bei Beiden, und es verlautete, die Frau verstehe ihren Mann nicht nach voller Gebühr zu schätzen. Es schien, als sprächen die Beiden am besten mit einander in Gegenwart Fremder.

Und dann hatte Frau Beck eine so seltsame Blässe; ihre Ruhe erinnerte manchesmal an Fühllosigkeit und sie begegnete seinem warmen Wesen mit abgemessener Kälte.

Als sie als Neuvermählte nach Frederiksvärn gekommen, da war Mariens Farbe frisch und ihr Ausdruck trug den Glanz des Glücks einer ersten Liebe. Seine gewinnende Persönlichkeit übte einen fast bedingungslosen Einfluß auf sie, und sie fühlte sich sicher im Besitze seiner Neigung.

Einige Fehler, welche eigentlich im Gegensatz zur Idee standen, welche sie sich von seinem männlichen Wesen gemacht, offenbarten sich ihr allerdings nach und nach: er litt unter einer außerordentlichen Eitelkeit und war vom Urtheil der Welt abhängig bis zum Lächerlichen. Allein so lange die Hauptsache in Ordnung war und sie fühlte, daß er sie liebe, waren diese Enttäuschungen für sie nur etwas Untergeordnetes. Sie baute auf die Macht, die sie auf seinen Sinn immer mehr errang, und sie meinte sogar, sie liebe ihn womöglich noch mehr um der Schwachheiten willen, die auszurotten sie sich insgeheim vorgesetzt.

Der liebenswürdige Lieutenant Beck wurde in allen Häusern gesucht, und als Liebling der Damen stand er bald zu dem ganzen schönen Kreis des Ortes in einer Art von sentimentalem Courmacherverhältniß.

Wenn er nach Hause kam, trug er meist eine Blume im Knopfloch und er erhielt bald von der Einen, bald von der Anderen kleine Geschenke. Sie legten förmlich Beschlag auf ihn, wie auf einen gemeinsamen Bewunderungsgegenstand.

Es war ja durchaus nichts darüber zu reden. Die Einzige, welche sich in aller Stille beiseite geschoben fühlte, war seine Frau. Sie sah, wie dieses ganze schwärmende Heer zwischen ihr und ihrem Gatten einen Durchgangspfad herstellte und alle die Blumen zertrat, die ihr allein in ihrem Hause erblühen sollten.

Sie wurde mit der Zeit minder lebhaft, doch hörte sie, wie es schien, mit Interesse die zahlreichen Aussprüche an, welche er aus solch' einer Gesellschaft nach Hause brachte. Doch wurde nun ihre Toilette gewählter und sie bildete systematisch ihre natürliche Begabung für Conversation und gesellschaftliches Auftreten aus.

Sie wollte nichts Geringeres, als die Nebenbuhlerinnen überwinden, welche ein hübscheres Aeußere hatten, denen sie aber an Geist überlegen war. Sie siegte, doch litt sie durch das Gerede, welches das zur Folge hatte.

Der Einzige, welchem gegenüber sie die Schlacht nicht gewann, war der Gatte. Die mannigfachen kleinen Schmeicheleien und die Huldigung, deren Gegenstand er war, nahmen seine Eigenliebe zu sehr in Anspruch, um die große Schmeichelei zu verstehen, welche im Benehmen seiner Frau lag. Er war ja mit ihr verheirathet, und sie gehörte ja ohnehin ihm.

Von da her schrieb sich Marie's Einfluß in den Gesellschaftskreisen, in welchen sie sich bewegte, und gestützt auf ihres Mannes Wohlhabenheit und Stellung, wußte sie sich denselben auch zu bewahren, als sie nach Arendal zogen.

In den ersten Jahren ihrer Ehe war es einmal zu einer ernsten und für Marie eigentlich endgiltigen Auseinandersetzung gekommen. Den Anlaß bot Beck's Verhältniß zur Frau eines hochgestellten Officiers, welches Marie's Stolz nicht vertragen konnte, obwohl sie einsah, daß dasselbe bei ihrem Mann halb auf Eitelkeit, halb auf Berechnung beruhte. In einer Gesellschaft war sie der Dame auffallend kalt begegnet, und dies warf ihr Beck bei der Heimkunft vor.

Bisher hatte er ruhig auf sein Verhältniß zu seiner Frau gebaut und in blindem Egoismus nichts von Allem gesehen, was diese bewegte. Sie antwortete auch diesmal nur wenig auf seine Vorwürfe, stand nur eine Weile und schaute ihm derart in die Augen, daß ihm schlimm zu Muthe wurde, und verließ dann ruhig das Gemach. Er hörte sie hernach langsam die Treppe hinaufgehen.

Nach einer Stunde etwa kam sie wieder mit einem Licht in der Hand herein. Ihre Miene war kalt und sie blickte ihn nicht an, während sie nach ihrer Gewohnheit Alles wegsperrte und für die Nacht in Ordnung brachte. Beck suchte sie zu besänftigen, indem er sie bat, sich es nicht nahe gehen zu lassen. Er wollte sie liebevoll umfassen und sah plötzlich ein zornentbranntes, leichenblasses Weib vor sich.

Nun nahm sie das Blatt vom Munde, und was der Lieutenant da zu hören bekam, hätte er gewiß auch dem besten Freunde nicht wiederholt; denn es traf ihn in's Herz wie eine Wahrheit, obgleich er nicht der Mann war, sich dessen lang zu entsinnen.

Sie schalt ihn einen erbärmlichen Schwächling, der für Schmeichelei sie und Alles, was sie gemeinsam Theures besaßen, an den ersten Besten verkaufte. Es sei, sagte sie mit einer Handbewegung, als ob sie etwas ganz Verächtliches wegstieße, von seinem zwischen hundert Koketten hin und her flatternden Wesen nicht ein Stückchen übrig, nach welchem ein Weib sich bücken würde, das noch etwas Ehre und Wahrhaftigkeit besäße.

Als sich Beck nun auf's Sofa warf und sentimental ausrief, daß er ein unglücklicher Mann sei, wiederholte sie ein paarmal im Tone unsäglicher Verachtung:

„Ein Mann! Ein Mann! Ja, wärst du ein Mann, du besäßest noch meine Liebe—wenigstens noch einen Funken davon, aber nun ist zwischen uns Alles erloschen, wie dies Licht hier," und sie blies die Kerze aus.

Und damit verließ sie das Zimmer.

Beck war überwältigt und förmlich betäubt von dem Schlage, der sein häusliches Glück traf, und er empfand schreckliche Angst, daß es wirklich Ernst sei.

Marie saß die ganze Nacht drinnen beim Bett ihres Kindes und Beck wußte, daß er sie nicht stören durfte.

(Fortsetzung folgt.)

— Vor'm letzten Läuten. — „Wohin geht denn die Reise?" — „Nach Am-, Bam-, Nürn- und Grünberg." — „Verwandte besuchen?" — „Sena-, Audi-, Pas-, Rek- und Direktoren."

Nomade und Bauer.

Die Culturgeschichte lehrt, daß die umherziehenden Viehzüchter oder Nomaden allenthalben durch die seßhaften Ackerbauer verdrängt worden sind. In der biblischen Erzählung erschlägt der Bauer Kain den Hirt Abel, d. h. der Ackerbau bereitet der bloßen Viehzucht ein Ende. Im Alterthum mag dieser Proceß Jahrhunderte gedauert haben, heutzutage vollzieht er sich in wenigen Jahren. Wenigstens in den Ver. Staaten mußte der „Viehkönig" schon nach einem Jahrzehnt dem Farmer weichen.

Alle Berichte aus dem Westen stimmen darin überein, daß die Tage der großen „cattle companies" gezählt sind. Vor acht bis zehn Jahren wurden riesige Gebiete in der sogenannten amerikanischen Wüste mit Heerden besetzt, die wild umherschweiften. Nur zu gewissen Jahreszeiten wurden die Rinder von den „Cowboys" zusammengetrieben und die mit den Müttern gehenden Kälber mittels Brandmals gekennzeichnet. Die jungen, marktfähigen Stiere wurden mit dem Lasso eingefangen, während man die übrigen Thiere wieder laufen ließ. Vielfach wurden auch die Heerden im Sommer aus Texas nach dem Norden getrieben, und zwar auf einem bestimmten meilenbreiten Pfade, welcher „cattle trail" hieß. Sie wurden im Norden fett, während sie im Süden während des heißen und trockenen Sommers hätten verschmachten müssen. Umgekehrt entzog man sie im Winter den schrecklichen Blizzards, indem man sie nach Texas zurückbrachte. Das ging so einige Jahre, bis auch die Ebenen des Nordens von Viehzüchtern beansprucht worden waren. Letztere fanden kaum genug Nahrung für ihre eigenen Rinder und duldeten deshalb keine fremden Heerden auf „ihrem" Gebiete. Ebenso wenig aber konnten sie ihr Vieh im Winter nach milderen Strichen schaffen. Die Folge davon war, daß die Viehzucht im Großen sich schlecht bezahlte.

Durch Wasser- und Futtermangel gingen in Texas während der heißen Monate tausende von Rindern zu Grunde, noch schlimmer aber hausten die Eisstürme unter den Heerden im westlichen Kansas, in Nebraska und Montana. Manche Besitzer verloren in einer einzigen Saison die Hälfte ihres Eigenthums.

Doch der gegenseitige Mitbewerb und das Wetter waren nicht die schlimmsten Feinde der Viehkönige. Langsam aber sicher wurden ihnen „ihr" Weidegebiet von den Pionieren entzogen, die sich in der „Wüste" niederließen. Die Weidegründe gehörten nämlich nur zum allerkleinsten Theile den Heerdenbesitzern, obwohl dieselben frech genug waren, ganze Herzogthümer mit ihren Drahtzäunen abzuschließen. Solange nun die Ansiedler nur vereinzelt kamen, wurden sie einfach von den Cowboys fortgejagt. Es kam sogar vor, daß Leute, die in aller Form Rechtens Land vom Bunde gekauft hatten und auf ihrem Scheine bestanden, von den Desperados im Dienste der „cattle kings" niedergeschossen oder aufgehängt wurden. In anderen Fällen schnitt man ihnen den Zugang zum Flusse ab, was in der wasserarmen Gegend gleichbedeutend mit Aushungern war. Indessen ließ sich der Strom der Einwanderer auf die Dauer nicht zurückdämmen. Die großen Eisenbahn-Gesellschaften, die ein Interesse daran hatten, die ihnen vom Bunde geschenkten Ländereien möglichst rasch zu besiedeln, brachten jährlich viele Tausende von „Landsuchern" nach dem Westen. Nachdem das zum Ackerbau brauchbare Eisenbahn-Land verkauft war, richteten die Neuankommenden ihr Augenmerk auf die von den Viehkönigen widerrechtlich besetzte Bundesdomäne. Sie erwirkten von der Regierung in Washington den Befehl, daß die unrechtmäßig errichteten Fenzen niederzureißen seien. Lange Zeit trotzten die Viehzüchter den Behörden, aber endlich mußten sie der Uebermacht weichen. Sie räumten den Ackerbauern widerwillig das Feld.

Nun drehten die Ansiedler den Spieß um. War vorher ihnen das Wasser abgeschnitten worden, so ließen nunmehr sie sich an den Flußläufen nieder und schlossen nach hinten ihr Eigenthum durch Zäune ab. Die Heerden der Viehkönige mußten jetzt Meilen weit wandern, um ihren Durst zu löschen. Neue Ansiedler belegten das Land, welches hinter dem der ersten Ankömmlinge gelegen war, und in Folge dessen hatten die wild umherlaufenden Rinder sehr bald auch kein Futter mehr. Was irgendwie zum Ackerbau geeignet zu sein schien, wurde von den plebejischen Smiths, Browns und Jones beschlagnahmt. Die aristokratischen Herren, die ihren Rindern ein X. Y. Z. oder ein P. D. G. aufzubrennen pflegten, mußten immer weiter zurückweichen.

Selbstverständlich halten auch die Farmer Vieh, aber jeder von ihnen eignet nur wenige Kühe und Kälber, die sich leicht versorgen lassen. Während die Heerden des „Königs" im Sommer Durst leiden und im Winter verhungern oder erfrieren, wird das Vieh der kleinen Leute in der heißen Jahreszeit gegen den Durst und in der kalten gegen Hunger und Stürme geschützt. Im Frühjahr, wenn die Cowboys ihre Heerden in den Corral treiben, um sich den Schaden zu besehen, den die Blizzards angerichtet haben, finden sie elende Gerippe, die sich mit Mühe noch auf den Beinen halten. Die Farmer hingegen, die ihr Vieh im Stall gefüttert haben, brauchen dasselbe nur wenige Wochen auf die frische Frühlingsweide zu treiben, um es fett und begehrenswerth zu machen. So kommt es, daß die „Könige" ihre gefährlichsten Concurrenten in den früher so verachteten „Squatters" finden, daß das Capital durch die Arbeit besiegt wird.

Denn darauf läuft schließlich doch der ganze Kampf hinaus. Die großen Viehzüchter legen ihr Geld in Heerden und Zäunen, vielleicht auch in artesischen Brunnen an, lassen das Vieh laufen und erwarten, daß ihnen der Gewinnst in's Haus schneien wird. Dagegen arbeiten die Farmer im Schweiße ihres Angesichts, um für ihren kleinen Viehstand Heu und Korn und Ställe zu beschaffen. Gegenüber dem Leben der amerikanischen Nomaden, die sich Cowboys nennen, mag ja das Dasein der Pioniere äußerst „unromantisch" sein, aber Letztere vertreten das Princip der bewußten Arbeit, d. h. des Culturfortschritts, und deshalb müssen sie siegen. Um eine frei laufende Heerde auf uncultivirtem Boden zu ernähren, dazu gehören viele tausende, wenn nicht Millionen von Acres. Ein fleißiger Farmer ernährt sich, seine Familie und sein Vieh auf einer Viertelssection, die 160 Acres groß ist. So wiederholt sich vor unseren Augen der alte culturgeschichtliche Proceß. Wie der jagende Indianer dem nomadischen Viehzüchter weichen mußte, so muß dieser wiederum dem Ackerbauer Platz machen.

— Leicht abgeholfen. Wie nenne ich nur meinen kleinen Hund? — Nennen Sie ihn doch Flohra! — Das geht nicht. Es ist ein Männchen. — Nun, da würde ich „Flohrian" vorschlagen.

— Am Geburtstag. Von der Frau ein Paar Pantoffel, von der Mutter ein Sophakissen, von den Mädels einen Tabaksbeutel, — Kinder, ihr er—stickt mich förmlich!

— In Algerien, wo bereits im Vorjahre die Wanderheuschrecke große Verwüstungen in der Provinz Constantine angerichtet, macht man sich für dieses Jahr auf eine noch weit stärkere Heimsuchung gefaßt. Die furchtbarsten Verheerungen, deren Andenken in Algerien bewahrt ist, sind in die Jahre 1780, 1799, 1816, 1845, 1866 und 1874 gefallen. Nach den gründlichen Untersuchungen, die man in Rußland und Nordamerika angestellt hat, besitzen die Wander- oder Schwarmheuschrecken ein bestimmtes Reproductionscentrum, von wo sie in näherliegende Gebiete übertreten, in denen sie sich dann besonders stark vermehren. Aus dieser sogenannten „subpermanenten" zweiten Region erfolgen dann die zeitweisen Ausbrüche in fernere Gegenden. Um mit wirklichem Erfolge gegen die Plage vorzugehen, muß man ihr eigentliches Entstehungsgebiet kennen; sind sie einmal in der dritten Region, so ist wenig mehr zu machen. Nun ist das Centrum, in welchem die gefräßigsten Insecten nisten, in Nordamerika und Rußland bekannt — in letzterm sind es die weiten Schilfstrecken der Donau- und Kubanmündungen, von wo sie in der Regel alle zehn Jahre ausbrechen. Dagegen ist man in Algerien noch nicht so weit, hier weiß man eben vorläufig nur, daß die Heuschrecken vom Süden kommen. Es wird deshalb vorgeschlagen, in Frankreich ähnliche wissenschaftliche Untersuchungen anstellen zu lassen, wie sie in den beiden genannten Ländern mit so gutem Erfolge vorgenommen worden sind. Auch auf Cypern haben die Engländer mit großem Erfolg gearbeitet, sodaß die Ernten dortselbst jetzt nicht mehr gefährdet erscheinen. In Algerien hat man Heuschreckenzüge beobachtet, die in der Front eine Ausdehnung von 50km einnahmen; die Geschwindigkeit der Fortbewegung ist mindestens 2 Wegstunden in einer Zeitstunde. Wie gefräßig und wenig kostverachtend die Insecten sind, davon gibt die Thatsache eine Vorstellung, daß sie manchmal schon dicke Schiffssegel gefressen haben, die sorgfältig zusammengefaltet aufbewahrt waren! So erzählt wenigstens der französische Zoologe Künckel und nach ihm Professor Alglave, der einen sehr interessanten Bericht über die Heuschreckenfrage aus Oran an den „Temps" gesandt hat.

— Ein Mädchen im Alter von 13½ Jahren, Marie C., befand sich in Diensten der Madame R., die in Sevres, in der Nähe von Paris, ein Haus besitzt. Dieser Tage bringt das junge Mädchen ihrer Herrin eine Tasse Fleischbrühe. Der Frau fällt die eigenthümliche Farbe und der Geruch derselben auf. Sie glaubt anfangs, daß das Geschirr, in dem die Brühe gekocht wurde, nicht gereinigt worden sei; aber bald merkte sie an dem Geruch, daß sich in derselben Phosphor befinde. Sie stellte das Mädchen zur Rede, das anfangs keine Antwort giebt, aber später eingestehen muß, daß sie von einer großen Anzahl Zündhölzchen den Phosphor abgekratzt und in die Tasse geworfen habe, um die Frau zu vergiften. Die Frau habe sie schlecht behandelt und deshalb habe sie beschlossen, sich zu rächen. Als die Gendarmen kamen, um sie ins Gefängniß zu holen, rief sie ihnen lachend zu: Ich wußte nicht, daß ich mit einer so geringen Menge meine Herrin und ihr Kind vergiften könne. Zudem ist das Kind erst 14 Tage alt.

— An der Ostküste von Indien in der Provinz Tenasserim zieht sich eine lange Reihe von ungefähr 220 Inseln hin. Die größte ist Kings Island. Große Berge durchschneiden die Insel und die Wälder derselben sind fast undurchdringlich. Die Insel wird von Fischern bewohnt. Schlangen, Tiger, Bären, Rhinocerosse und Affen führen auf der Insel ein von den Menschen kaum je gestörtes friedliches Dasein. Unter den Affen giebt es eine Species, die als besondere Feinschmecker bekannt ist und namentlich Austern mit Vorliebe verzehrt. Die aus dem Meere aufsteigenden Klippen sind zur Zeit der Ebbe dicht besetzt mit den schmackhaften Schalthieren und sobald Ebbe eintritt, eilen ganze Schaaren von Affen an die Ufer, um dort ihr Austerndiner abzuhalten. Die Affen lösen die Austern von den Klippen ab und schlagen mit spitzen Steinen so lange auf die harten Schalen, bis diese brechen. Dann reißen sie die Auster heraus und schlucken dieselbe. Der Redakteur der „Nature Anglaise", Herr Carpentier, welcher Zeuge solcher Diners war, macht die interessante Bemerkung, daß die Steine, deren sich die Affen zum Zerschlagen der Austerschalen bedienen, eigens so ausgesucht sind, daß sich die Thiere derselben handlich bedienen können.

— Officiös schreibt die „Nordd. Allg. Ztg.": „Die Damen der polnischen Aristokratie haben die Reise der Kaiserin nach Posen in einer Weise fructificirt, welche im ganzen Lande Unwillen erregt hat. Die Kaiserin empfing in Posen eine Deputation von Damen unter der Führung der Gräfin Honarina Kwilecka. Die Gräfin, obwohl der deutschen Sprache völlig mächtig, richtete an die Kaiserin eine französische Ansprache, in welcher nicht von Preußinnen, sondern nur von den „Polonaises" die Rede war. Eine solche Demonstration verdient, zumal unter den Umständen, unter denen sie in Scene gesetzt worden ist, in der That die schärfste Verurtheilung."

— Hinrichtung durch Erwürgung. In Madrid sind jüngst drei Personen, eine junge Frau, ihr Liebhaber und ein Theilnehmer an dem begangenen Verbrechen, mittelst der Garotte hingerichtet worden. Dies ist die erste Hinrichtung, die unter der Regentschaft der Königin Christine stattfindet. Die Königin-Regentin hatte auch diesmal ihr Begnadigungsrecht ausüben wollen, aber das Ministerium widersetzte sich diesem Wunsche mit der Begründung, daß das Verbrechen unter unerhört entsetzlichen Umständen begangen worden sei. Das Blutgerüst war im Hofe des Gefängnisses errichtet worden, aber in solcher Höhe, daß die außerhalb versammelte zahlreiche Menge es sehen konnte. Nachdem der Tod durch Erwürgung festgestellt war, blieben die Leichen bis Sonnenuntergang für die Menge sichtbar. Seit Antritt ihrer Regentschaft hat Königin Christine nicht weniger als 231 zum Tode Verurtheilten das Leben geschenkt.

— Ein Unfall im Alhambra-Theater in Brüssel hat die vorübergehende Einstellung der Vorstellungen in diesem Theater veranlaßt. Sonntag, den 15. April, kurz vor halb 8 Uhr, als eine große Zahl Personen draußen auf das Oeffnen der Thüre wartete, stürzte plötzlich der große, 1800 Kilogramm schwere und bereits angezündete Kronleuchter mit furchtbarem Getöse in den Parquetraum hinab, wo er in Stücke brach und die Bänke zerschlug. In diesem Augenblick befand sich glücklicherweise Niemand im Theater. Der Unfall war dadurch herbeigeführt worden, daß das Stahldrahtseil, mittels dessen der Kronleuchter behufs Anzünden der Flammen herabgelassen wird, in Folge plötzlichen Bruches der Hemmung, die das Seil über dem Plafond auf einem Wellbaum festhält, sich in dem Augenblicke abrollte, als die Arbeiter den angezündeten Leuchter wieder emporhißten.

Sinnspruch.

Willst Du Deine Freunde prüfen
Pump' sie an! — Die minder Guten
Werden sich mit Phrasen drücken,
Bei den Bessern wird's Dir glücken,
Doch die Besten werden sagen:
Such' Dir Arbeit statt zu klagen.
Wilhelm Herbert.

— Eine amüsante Geschichte. Einer der amüsantesten Civilprocesse — so schreiben die „Basl. Nachrichten" — ist gegenwärtig in der Schwebe; der Gegenstand desselben ist von so einleuchtender Drolligkeit, daß jede Reflexion überflüssig erscheint. Möge der Leser selbst urtheilen: Ein wohlbekannter Arzt, Doctor B., wollte ein Werkchen unter dem Titel „Hygiene in der Familie: Rathschläge für junge Mütter" herausgeben und wandte sich an einen Buchdrucker, dem er auch, nachdem er mit ihm handelseins geworden, das Manuscript übersandte. Zu derselben Zeit bestellte ein Samenhändler bei dem nämlichen Buchdrucker eine Anzahl von Katalogen, die außer der allgemeinen Liste der Producte seines Hauses auch einige praktische Anweisungen über gewisse Gemüsesamensorten enthielt. Das populär-medicinische Werkchen und der Katalog wurden zu gleicher Zeit gedruckt und sodann zum Broschüren gegeben. Da passirte es unglücklicherweise, daß die Gehilfen, da beide Druckwerke von gleichem Formate waren und gleich Lettern hatten, die zu heftenden Bogen vermischten, so zwar, daß sechszehn Seiten des medicinischen Werkchens in den Katalog geriethen und umgekehrt sechszehn Seiten des Katalogs sich's in der Broschüre bequem machten. Weder der Arzt noch der Samenhändler gewahrten im ersten Augenblick die Verwechselung, und der Eine wie der Andere versandten die erhaltenen Exemplare an ihre Clienten. Nun gab es aber in den Broschüren gar merkwürdige Confusionen. Was man Curioses in den „Rathschlägen für junge Mütter" las, will ich gar nicht anführen, aber ein Beispiel davon, was die Gärtner fanden, welche in dem Kataloge des Samenhändlers blätterten, erscheint doch zulässig. Am Schlusse einer Seite las man folgenden Passus: „Man pflanzt diese Zwiebelsorte, deren Cultur ungemein leicht ist, im März bis in den April, um aber eine Blüthe zu erlangen, die vom Juli bis zum October sich noch ersetzt, ist es nothwendig...." Wenn sie dann zur nächsten Seite gelangten, so setzten sie folgendermaßen fort: „....unverzüglich eine gute Amme kommen zu lassen und sich zu vergewissern, daß sie allen Bedingungen entspricht, um zu säugen. Vorzuziehen sind jene, welche braun und üppig sind, ohne schwerfällig zu sein." Diese Art von Gartencultur erschien so seltsam, daß man es sehr leicht begreifen kann, wenn mehr als ein Landwirth zögerte, solch delicaten Aufforderungen zu entsprechen, und sich einbildete, es mit einem Spaßvogel zu thun zu haben. Es ist aber auch ebenso leicht begreiflich, daß sowohl Arzt als der Samenhändler anstatt der erwarteten Erfolge ihrer versandten Exemplare kein anderes Resultat zu verzeichnen hatten, als daß sie eine Unmasse von mehr oder minder höflichen Briefen erhielten. „Haben Sie den Verstand verloren?" fragten sie die Einen. „Wollen Sie sich über die Welt lustig machen?" fragten die Andern. Das ging soweit, daß ein Journal sich der Sache annahm und ernsthaft darauf hinwies, daß nur die „moderne" Schule solche Unthaten zeugen könne. Und dann ereignete sich noch etwas, das alle Begriffe übersteigt. Es stellte sich heraus, daß einer unter den Käufern der ärztlichen Broschüre so außerordentlich befriedigt über die darin gefundenen weisen Vorschläge war, daß er sogar das Bedürfniß empfand, dem Doctor mit einigen Worten zu danken. Sein Brief ist wirklich sehr amüsant.. Was indessen den Samenhändler betrifft, hat es keiner seiner Clienten riskirt, eine junge braune Amme zu engagiren, um die Zwiebeln blühen zu lassen. Beide — sowohl der Doctor als auch der Samenhändler — waren wüthend, als sie die Confusionen in ihren Broschüren gewahr wurden, und die Folge war, daß sie eine Klage gegen den Buchdrucker anstrengten, welcher ihnen dieselben geliefert hatte. Der Arzt verlangt 25,000, der bescheidene Samenhändler blos 15,000 Mark Schadenersatz.

— Schlagfertig. Ein Candidat der Medicin, der immer mehr dem Becher als der Wissenschaft gehuldigt hat, muß in der Staatsprüfung Diagnosen stellen, die ihm alle nicht recht gelingen wollen. Der Professor wird schließlich ärgerlich und sagt in höhnischem Tone: „Nun, Herr Candidat, dann muß ich Ihnen wohl einen Fall zeigen, den Sie gewiß schon gesehen haben, bei sich — ich meine nämlich im Kreise Ihrer Bekannten." Und er führt den Hartgeprüften zu einem anderen Kranken. „Kennen Sie diesen Fall?" fragt der Herr Professor den Candidaten. — „Ja wohl, Herr Professor; der Kranke hat Delirium tremens." — „Und wo haben Sie diesen Fall schon gesehen?" — „Bei Ihnen, Herr Professor — ich meine nämlich in Ihrer Klinik."

— Zeitgespräch. A.: Donnerwetter, Siegfried, siehst Du patent aus! B.: Kann sein; meine Mittel erlauben es mir! A.: Wieso? Tante beerbt? B.: Ne! Bin Director an der Creditbank geworden! A.: Der Teufel auch! Was ist denn mit Knoblenzer? B.: Ich glaube, Du hast die letzten Wochen verschlafen! Der ist doch nach Amerika durchgebrannt und ich bin sein Nachfolger! A.: Wohin?

— Erwerb. Frau: Da, sieh' einmal, Mann, Du behauptest immer, ich wüßte nur Geld auszugeben, keines zu erwerben und nun habe ich das Geld zu diesem neuen Sommerhut mir selbst erworben. Mann: Das ist brav von Dir, und darf ich fragen, wodurch Du Dir das Geld erworben? Frau: Ich habe Deinen Winterrock in's Pfandhaus getragen.

— Ein Farbenspiel. Sophie (zu ihrer Freundin): „Ach, hab' ich mich neulich wieder bei Kommerzienraths gelangweilt. Neben mir saß ein semmelblonder Avantageur von den blauen Husaren, der noch so grün war, daß er beständig roth wurde!"

— Poetisch. Liebhaber: Ich versichere Ihnen, mein Fräulein, ehe ich mir durch Ihre Sprödigkeit das Herz brechen lasse, gehe ich in's Wasser. — Dame: Ach nein, thun Sie das nicht, das Ertrinken ist unpoetisch, sterben Sie lieber am gebrochenen Herzen.

— Berechtigt. Die gnädige Frau: Aber Charlotte, was sehe ich? Sie lesen immer des Abends im Bette vor'm Einschlafen? Charlotte: Jewiß doch, Madamken. Ich muß doch Stoff zum Träumen haben!

— Berechtigter Wunsch. — Möchtest Du durch die Zeitung eine Frau kriegen? — Warum denn nicht; ein Bischen hübscher müßte sie allerdings sein, als die Frau ist, durch die ich die Zeitung bekomme.

— Mitleid. Dame (in der Schweiz): Diese reizende Bergscenerie! Schade, daß sich nur reiche Leute daran erbauen können! Der Himmel hätte doch auch für die Minderbegüterten eine Schweiz schaffen sollen.

— Das ist nicht maßgebend sagte Hans Suff, da wollte ihm die Kellnerin keine Maß Bier mehr borgen.